

Thema

Neues Wörterbuch

Schweizer Stallgeruch - mit Mass

Wie schweizerisch darfs tönen? Diese Frage stellt sich allen, die in der Schweiz stilbewusst an Texten arbeiten. Aber auch: Wie schweizerisch muss es klingen? Das neue Wörterbuch «Schweizerhochdeutsch» hilft weiter.

Daniel Goldstein

Sätze wie «Die Quecksilberkügelü müssen mit Handschutz eingesammelt werden» oder «Millionen Kunden posten ihre Bücher bei Amazon» sind in der Deutschschweizer Presse keine Seltenheit. Da sind die Helvetismen leicht, ja allzu leicht zu erkennen: die Endung «-li» und das mundartliche «posten» (neuerdings besteht Verwechslungsgefahr, zumal wenns um Online-Einkäufe geht: englisch ausgesprochen, bedeutet «posten» die Veröffentlichung auf einer Internet-Plattform). Doch es gibt auch Wendungen, deren helvetischer Charakter den meisten Schreibenden nicht bewusst ist. Dazu gehört «tönen», wenn es so verwendet wird wie in der Eingangsfrage; «klingen» klingt gewissermassen deutscher.

Wenn Publikumszeitungen und -zeitschriften in der deutschen Schweiz Helvetismen verwenden oder sogar vorziehen, so ist das durchaus korrekt, soweit es sich um standardsprachlich akzeptierte Wendungen handelt. Sogar eindeutig mundartliche Wörter sind manchmal angebracht, nur sollte es dafür jeweils einen bestimmten Grund geben. Eine gute Faustregel ist es, ohne Bedenken zu verwenden, was im Duden-Band Rechtschreibung als «schweizerisch» (oder ohne regionale Zuordnung) verzeichnet ist. Steht aber «schweiz. mdal.», so sollte man sich überlegen, ob das Mundartwort im Einzelfall passt.

Mundartlich, wo es passt

Das oben zitierte «posten» etwa trägt das Mundart-Siegel «mdal.». Beim Online-Buchhandel wirkt das Wort deplatziert, beim dörflichen Wochenmarkt passt es. Um zu verdeutlichen, dass man das Mundart-Wort absichtlich verwendet, empfehlen sich Anführungszeichen. In der neuen Duden-Publikation «Schweizerhochdeutsch» (siehe Zweittext) sind nur schweizerische Besonderheiten enthalten, rund 3000 an der Zahl. Liegen sie am Rand der Standardsprache, so wird nicht die Kennzeichnung «mdal.» verwendet, sondern «mundartnah» - auch das ein Wink, dass man die entsprechenden Wörter mit Bedacht verwenden sollte.

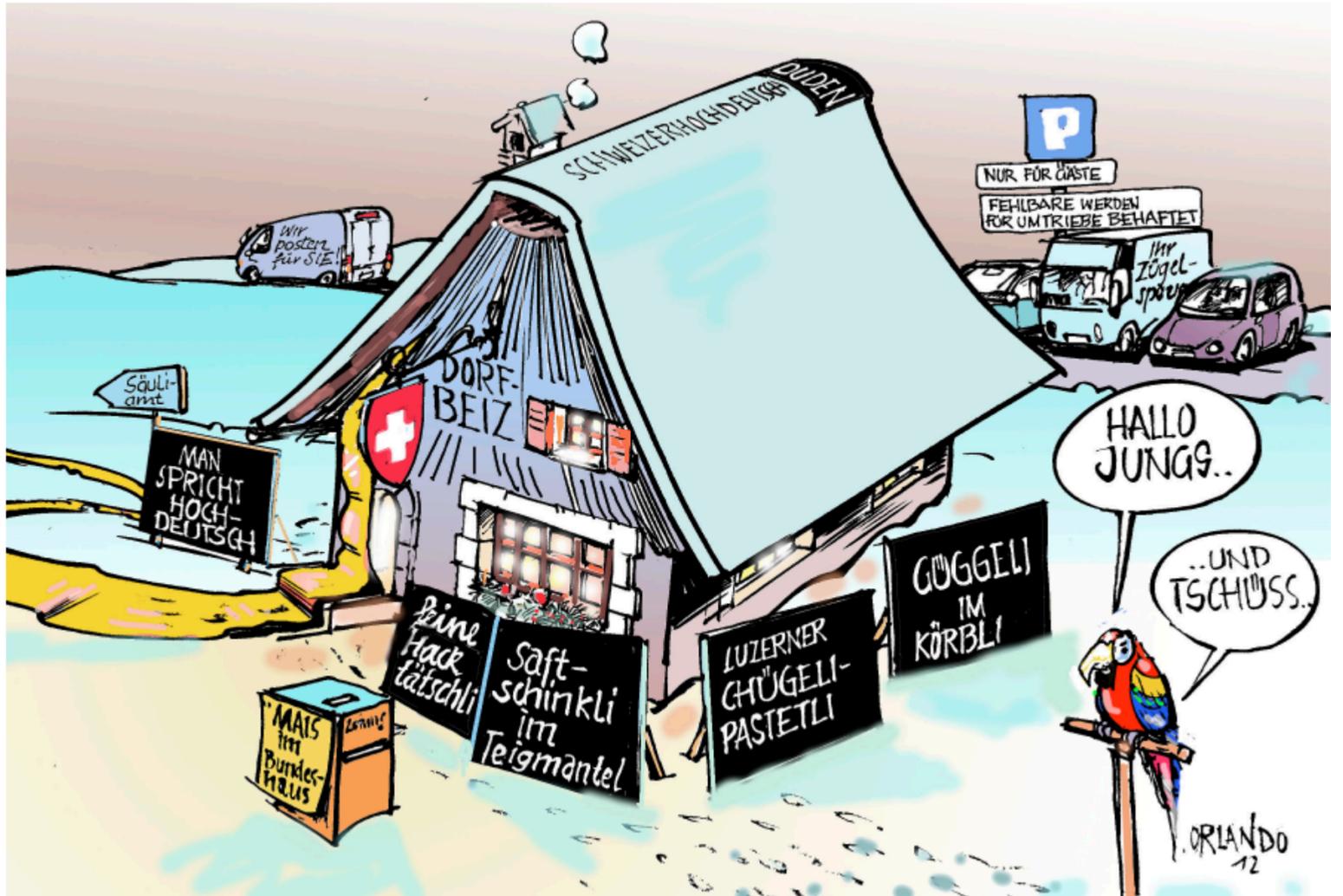
Meist entsprechen die Kennzeichnungen jenen im Rechtschreibungs-Duden. So gilt einerseits «posten» als «mundartnah», andererseits steht etwa «zügeln» für «umziehen» ohne Einschränkung und passt damit zu «schweizerisch» (ohne «mdal.») im Duden. Es gibt auch Abweichungen: im Duden kommt «Güggeli» ohne Mundartverweis aus, anders als in «Schweizerhochdeutsch», das als Variante ohne Mundartnähe «Poulet» kennt. Dieses wiederum figuriert im Duden als «junges Masthuhn» ohne regionale Einschränkung.

«Grüssli» aus der Schweiz

Steht ein Wort auf «-li» in keinem dieser Wörterbücher, so ist besondere Vorsicht geboten: In deutschen Augen könnte es das Vorurteil bestärken, man brauche bloss überall diese Endung anzuhängen, und schon rede man «schweizerisch». Bei den zitierten «Quecksilberkügelü» war kein mundartlicher Zusammenhang zu erkennen, also hätten «-kügelchen» besser gepasst. Etwas anderes ist es natürlich, wenn eine Ortsbezeichnung vorliegt wie «Bauschänzli» in Zürich.

Ob man in einer Restaurantkritik schreibt, das Lokal biete geniessbare Güggeli, Poulets, Backhähnchen, Backhendli oder gar Broiler an, hängt sehr von der Art des Etablissements ab, und diese wiederum sollte sich auch darin spiegeln, unter welchem Namen das Gericht auf der Speisekarte aufgeführt ist. Ganz allgemein kommt es bei der Wortwahl auf die gewünschte Stilebene an, und bei dieser auf das Zielpublikum und die Wirkung, die man bei ihm erzielen will. Je nachdem ist mehr oder weniger Mundartnähe angezeigt.

Sicher ist die Mundartlichkeit dann zu gross, wenn sie die Aussage ins Gegenteil verkehrt: «Die Beziehung zu ihrer lieblichen Schwester blieb ihr vergönnt.»



Gemeint war «missgönnt» oder hier besser «versagt». Meistens wirkt auch der Genitiv-Ersatz mit «von» eher unbeholfen als leserfreundlich. Ein besonders pikantes Beispiel: «Zurzeit sind die Schaufenster vom Juwelier Bucherer ausgeräumt.» Da scheint der Inhaber selber Hand angelegt zu haben. Im Fachjargon heisst diese Konstruktion «sächsischer Genitiv», aber man könnte sie auch «schweizerisch» nennen.

Einheimisches Schaffen

In Texten, die sich vorwiegend an eine schweizerische Leserschaft richten, dürfen gängige Helvetismen bedenkenlos verwendet werden - besonders solche, die hierzulande den wenigsten bewusst sind, etwa einlässlich, allfällig, Tobel, Ende Jahr, brauchen (im Sinn von «nötig

haben»). Auch die meisten Berufsleute ziehen es vor, beim schweizerischen Namen genannt zu werden, wenn in Deutschland oder Österreich ein anderer üblich ist. Wer hier schafft (Duden: «landsch. für arbeiten»), ist lieber Redaktorin als Redakteurin, Coiffeuse als Friseurin, Abwart als Hausmeister. Unter Letzterem versteht man in der Schweiz eher den Besitzer; umgekehrt denkt man andernorts vielleicht an einen seltenen Beruf, wenn vom Feldstecher die Rede ist, nicht vom Fernglas. Es gibt auch keinen Grund, für den schweizerischen Hausgebrauch aufs hier gebräuchliche Geschlecht zu verzichten, wenn es von jenem in Deutschland abweicht, aber im Duden als Variante verzeichnet ist: der Final statt das Finale, die Hektare statt der Hektar, das Malaise statt die

Malaise. In der Schweiz unterscheidet man auch «den Drittel» von «das Drittel» (eines Eishockeymatches, der dafür selber männlich ist) und «den Viertel» von «das Viertel» (das man ohnehin lieber Quartier nennt). Und man sagt «die Place Pigalle» statt «der» - schliesslich kann man französisch. Allerdings verfolgen Schweizer wie Deutsche «die Tour de France», obwohl «la tour» ein Turm ist, im Unterschied zu «le tour» - aber die Tour ist in der deutschen Sprache nun mal weiblich eingebürgert worden.

Töne «von draussen rein»

«Nun mal» mag beim Lesen schon recht «deutschländisch» wirken. Jedenfalls ist es umgangssprachlich, und da kommt so manches «von draussen rein». In jüngerer Zeit sind es etwa die «Jungs», selbst

schon in (vermeintlichem) Schweizerdeutsch zu hören. Vielleicht ist es ein Sprachwandel, wie er ja zum Leben auch des Dialekts gehört, vielleicht geht die Mode wieder vorbei. Man braucht sie ja nicht noch schriftlich zu fördern; vielmehr darf man sich daran erinnern, dass sogar die manierlichen «Jungen» in der Schweiz eigentlich Buben oder Knaben sind, später etwas altmodisch Burschen oder Jünglinge. Besonders aufgesetzt wirkt es auf viele Leserinnen und Leser in der Schweiz, wenn systematisch der in Deutschland (vermeintlich) gebräuchlichen Variante der Vorzug gegeben wird, etwa bei den Berufsbezeichnungen oder bei «nach draussen gehen» für «hinaus», «ab und an» für «ab und zu», «ausen vor lassen» (Duden: «nordd. für unberücksichtigt lassen»). Geradezu grotesk wird es, wenn solche Formen beim Übersetzen von Zitaten aus dem Schweizerdeutschen eingeschmuggelt werden. So wirkt es unglaublich, wenn ein Polizist über eine brenzlige Situation sagt: «Das fühlt sich nicht gut an.» Eine Übersetzung sollte auch nicht gehobener ausfallen als das Original, wie etwa beim Dialektschauspieler, der über eine Szene erzählt: «Dann gehe ich pfeifend von dannen.»

Nach vielen Jahren Redaktionspraxis scheint es mir, mindestens so viel Beachtung wie die Frage «Wie schweizerisch darf es klingen?» verdienen die entgegengesetzte: «Wie schweizerisch muss es tönen?»

Der frühere «Bund»-Redaktor Daniel Goldstein arbeitet jetzt für die Zeitschrift «Sprachspiegel», herausgegeben vom Schweizerischen Verein für die deutsche Sprache. www.sprachverein.ch

Adresse für Helvetismen-Vorschläge zuhänden des Duden: dudenausschuss-ch@ksk.ch

Kostenloser Antwortdienst für Fragen zu Rechtschreibung, Grammatik, Satzbau und Wortgebrauch: sprachauskunft@compendio.ch

Nationale Varietät

Was heisst Schweizerhochdeutsch?

Das Hoch- oder Schriftdeutsche ist keine streng einheitliche Sprache.

Das Hochdeutsche besitzt ähnlich wie die Umgangssprachen unterschiedliche regionale und nationale Ausprägungen. Solche Besonderheiten nennt man Varianten.

Beispiele für Varianten des Schweizerhochdeutschen existieren auf allen Ebenen der Sprache, also sowohl in der Aussprache wie auch in der Schreibung, Wortbildung, im Wortschatz und in der Sprachverwendung. So wird das Hochdeutsche in der Schweiz beispielsweise stärker nach der Schrift ausgesprochen (z. B. *Va:ter* und nicht *Va:ta*; *e:wig* und nicht *e:wich*), Fremdwörter werden häufig gleich wie in der Ausgangssprache geschrieben (*Portemonnaie* und nicht *Port-monee*; *Spaghetti* und nicht *Spagetti*), es gibt teilweise andere Pluralbildungen (*Bögen* statt *Bogen*, *Departemente* statt *Departements*), das Perfekt bei Verben



(*Tumbler* für *Wäschetrockner*) und verwendet unterschiedliche Redewendungen (*die Faust im Sack machen* und nicht *die Faust in der Tasche ballen*, oder *weder Fisch noch Vogel* und nicht *weder Fisch noch Fleisch*). Solche schweizerischen Varianten werden **Helvetismen** genannt, die österreichischen Varianten heissen **Austriazismen**, die deutschländischen **Teutonismen**.

Das Schweizerhochdeutsche ist nicht eine eigene Sprache, sondern eine nationale Varietät der deutschen Standard-

sprache. Die verschiedenen Varietäten des Deutschen unterliegen unterschiedlichen nationalen Normen. Was an einem Ort als angemessen gilt, kann anderswo als unangemessen bewertet werden. Regionale Besonderheiten sind daher nicht Abweichungen vom richtigen Standard, sondern gleichberechtigte standardsprachliche Erscheinungsformen des Deutschen. Richtiges und gutes Hochdeutsch in der Schweiz schliesst solche Besonderheiten, wie sie im vorliegenden Wörterbuch verzeichnet sind, ganz selbstverständlich ein.

(Aus der Einleitung der Neuerscheinung)

Hans Bickel und Christoph Landolt. *Schweizerhochdeutsch. Wörterbuch der Standardsprache in der deutschen Schweiz. Herausgegeben vom Schweizerischen Verein für die deutsche Sprache. Duden-Verlag (Bibliographisches Institut), Mannheim 2012. 87 Seiten, Fr. 9.80*

Weitere einschlägige Wörterbücher sind im Anhang dieses Werks aufgeführt.